

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 10

Artikel: Streifzüge im Jura
Autor: Witz-Stäheli, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667218>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lichen, beides hebt einander auf und bringt eine gleichgültige Empfindung hervor. Gewiß wäre der Neapolitaner ein anderer Mensch, wenn er sich nicht zwischen Gott und Satan eingeklemmt fühle.

Es wird Abend. Wir steigen durch Zitronenhaine und Rebhänge hinunter in die Stadt.

In uns ist es ruhig geworden. Die vielen, allzu vielen Eindrücke und Erlebnisse haben sich auf dem Posilipo an den ihnen zukommenden Platz gesetzt und schließen sich eben an, ein übersehbares Ganzes zu bilden. Der „Sorgenbrecher“ hat immer noch seinen rechten Namen!

Sterne im Wasser.

Weiß im Mondlicht träumt der Hafen,
Ruderschlag in weiter Ferne;
Meine müden Segel schlafen,
Und im Wasser stehn die Sterne
Selig blinkend.

Erst der Tod löst alle Qualen,
Erst der Tod bricht alle Riegel;
Deines Glückes Sterne strahlen
Spät zur Nacht erst auf dem Spiegel
Deiner Seele.

Carl Bulde.

Langsam regen sich die Maste,
Stumm zum Meere ziehn die Wellen;
Was ich liebte, was ich haßte,
Wandert von mir auf dem hellen,
Blanken Wasser.

Streifzüge im Jura.

Von Josef Wiss-Stäheli.

A u s g a n g s o r t.

Herzogenbuchsee darf sich noch nicht zum Juragebiet zählen. Wenn wir aber diesen Ort zum Ausgangspunkt für unsere Jurawanderungen wählten, so deshalb, weil mein Reisegefährte, der hier aufgewachsen, mir nicht nur sein Elternhaus, sondern auch das elterliche Heim der Dichterin Maria Waser zeigen wollte. Er führte mich auch hinauf zur Kirche, die umschattet von mächtigen Lindenkronen, mit ihrem schlanken Turm wie eine gütige Hüterin alle ihre, über ein Dutzend, kirchlich zugetanen Orte wachsam überschaut. Wie eine feste Burg thront sie auf dem Hügel. Leis zerfließende Herbstnebel lagen noch über dem Land. Fern, wie lang gezogene Inselrücken, guckten die ersten Jurazüge blau zum blauen Himmel empor. Uns lockte der Weissenstein. Noch standen wir im Banne des lauschigen Schattenbereiches vor der Kirche und schauten auf die altbehäbigen Gäßchen des hablichen Städtchens hinunter. Wir erahnten die stillwirkende poetische Kraft, die diesem heimlichen Orte entquillt und begriffen, daß das einstige Herzogenbuchseerkind, Maria Waser, mit ihrem letzten Roman „Land unter Sternen“ ihrer Jugendheimat liebend gedachte. Uns aber war es heute ein Land unter sonnigem Herbsthimmel, das wir wanderfroh in der Richtung Solothurn durchschritten.

W e i s e n s t e i n.

Solothurn, ein altväterisches Städtchen, noch von der Patina der Romantik überhaucht. Ich liebe solche Städtchen, und mein Reisegefährte teilte meine Liebe. Aber er schwärzte noch für die Alare, die mit stiller Würde an alten Ufermauern vorüber glitt. Wer Solothurn nennt, muß auch den Weissenstein nennen. Wir nannten ihn nicht nur, wir bezwangen ihn auch. Das klingt prahlreich. Aber wenn man die Zahl meiner Altersjahre mit der Zahl meiner zwischen Balmberg und dem obersten Gipfel „D' Röti“ vergossenen Schweißtropfen multipliziert und meinen Leibesumfang in Zentimetern hinzuzählt, so dürfte meine Aussdrucksweise nicht mehr übertrieben sein. Und nun die Aussicht! Kühe weideten auf dem Gipfel, aber diesmal beneidete ich sie nicht. Denn glücklich der Mensch, der einen so weiten, herrlich gefaßten Horizont mit seinen Augen aufnehmen kann. Die weißen, unzähligen Zinnen und Backen und Gipfel in ihrer kalten Todesstarrheit wissen nichts von ihrer Eigenwirkung; doch der Mensch vermag mit seinen Sinnen die unbewußt ausgestrahlte Schönheit in sich bewußt werden zu lassen; das ist sein Glück. Lange saßen wir noch auf der Terrasse des Kurhauses Weissenstein, vertieft in den Anblick des fernen Gebirgskranzes. Und wenn wir ab und zu die



S. Loreto. Kirche in Solothurn mit dem Weissenstein im Hintergrund.

Gläser mit dem guten Landeron-Tropfen leer-ten, der aus dem Rebgut stammte, das am 6. November 1466 vom Schultheiß Claus Wengi dem Bürgerspital von Solothurn vermach-t wurde, so war dies eine unser erhöhtes Lebens-gefühl symbolisierende Handlung.

St. Ursanne.

Der eigenwillige, in Frankreich gebürtige Doubs streift eine schöne Strecke der Schweizergrenze entlang. Er weiß nicht recht, soll er, oder soll er nicht? Da entschließt er sich doch, in das Schweizerland einzudringen. Aber schon bei St. Ursanne ergreift ihn das Heimweh; er macht linksumkehrt und wendet sich wieder sei-ner Heimat zu. Oder hat ihn nur das alttüm-liche Städtchen St. Ursanne zu einem kurzen Besuch verlockt? Möglich wäre es. Wer möchte nicht gerne diesem am Uferhang eng hingebette-nen Städtchen einen Besuch abstatten? Nein, wirklich nicht nur der „lebenden Forellen“ wegen. St. Ursanne hat auch andere Reize, die wie traute Volksliedweise, das empfängliche Gemüt in Bann nehmen. Wir wanderten durch das alte Stadttor; im warmen Herbstsonnen-schein schienen die Gäßchen und die Riegelhäus-

chen zu träumen. Die Kirche von ehrwürdigem Alter sann wohl vergangenen Zeiten nach. Ihre Gestalt ist es, die dem stillen Städtchen den vollen Liebreiz gibt. Und galant losend gleitet der Doubs vorüber; er nimmt ein liebliches Erinnerungsbild nach Frankreich mit, denn in seinen Wassern hat sich ein verträumtes Jura-städtchen gespiegelt.

Am Doubs.

Eine Uferwanderung von St. Ursanne bis Soubey stand in unserem Reiseprogramm. Schon lag das poetische Städtchen hinter uns. Oben, wo der Bahnhof steht, spannt sich mit riesigen Pfeilern der Bahnviadukt über einen Taleinschnitt. Technik und Natur geben sonst nicht immer ein harmonisches Bild. Aber ein imposanter, wie von Götterhand gebauter Via-dukt in eine reine Naturlandschaft hineinge-stellt, gleicht einem wichtigen Symbol von stiller Schönheit. Es zeugt davon, wie der Mensch das Trennende kühn zu verbinden weiß, und so verbinden sich zur harmonischen Einheit die eigenwillige Natur und die Schöpfung menschlicher Willenskraft.

Wir schritten hinein in eine einsame, eng

geborgene Uferlandschaft. Stundenlang wanderten wir den klaren Wassern des Doubs entgegen. Kein Mensch, kein Haus, nur Wald, Wiesen, Felsen, Wasser, Himmel. Ein Tal von paradiesischer Einsamkeit. Nicht eine beängstigende, nein, eine beruhigende Einsamkeit; eine Einsamkeit, wie man sie vielleicht einmal märchenhaft erträumt hat. Wir befanden uns in einem Tal, wo der Sonnenschein und das Spiel der Wasser zu Hause waren, wo grüne Matten sich wohlig am Ufer lagerten und dunkle Tannen und behäbige Baumkronen in sich hinein zu träumen schienen. Erging es uns nicht auch so? Das Heiligtum eines Unsichtbaren glaubten wir in stummer Entzückung zu durchwandeln. Der Doubs aber, der sich in diesem heiligen Naturraume Herr und heimisch fühlte, zeigte uns bereitwilligst seine Wandlungskünste. Bald sprudelte er harmlos und tanzend dahin, bald glitt er sanft und klar in kindlicher Unschuld über das rauhe Steinbett. Dann wieder stürzte er sich unerschrocken über hohes Felsgestein, als müßte er die Kraft für ein Kampfspiel erproben. Und handfehrum schlich er trübe wie ein Greis, mit Teichallüren vorüber. Bald schien es, das hastige Treiben sei ihm zuwider

geworden und er möchte sich als stiller klarer Waldsee zur Ruhe legen. Aber schließlich blieb er seiner Urbestimmung treu und wanderte ohne Rast weiter. Und als er sich uns einmal in einer besonders unschuldsvollen Klarheit zeigte, da verstanden wir seine stumme Einladung. Wir erfrischten uns badend in seinem Schoße. Später trug er uns in einer Barke hinüber an das andere Ufer. Er ließ es sich gutmütig gefallen, daß ein junges Mädchen, die Venkerin unseres Kahnnes, mit einer langen Stange in seine Wasser stach und so uns sicher zum Ufer brachte. Der Tag war zu Ende, als wir Soubey erreichten. Die Brücke überschreitend, sahen wir die nimmermüden Wasser des Doubs in die Nacht hinein ziehen. Er sang uns beim Zubettegehen ein Schlummerlied, ein Lied vom „heute gewesenen Tage“, dem Tage einer Wanderung durch das heilige Reich der Einsamkeit.

In den Freibergen.

Wir kamen in das Reich der Pferde. Mein Reisegefährte brannte darauf, mir die ersten frei weidenden Pferde zu zeigen. Und als wir von einem Hügel herab drei Rossen in brauner nackter Schönheit ihrem Weideplatz zutrabten



Tor von Porrentruy.

sahen, standen wir lange still und ergötzten uns an dem Bilde. Wie reizvoll war es, wenn ein kleines Hengstlein scheu unsern Weg kreuzte und die Stute herbei kam, um dem jungen Tiere die Sicherheit des mütterlichen Schutzes zu geben. Und irgendwo durch ein Waldrevier verzog sich eine Viehherde mit Klingklangklirrendem Glockengetön. Um Rande eines bewaldeten Hügelzuges der Straße entlang trafen wir die Zeugen des vor Wochen hier gewüteten Orkanes. Mächtige Wettertannen lagen teils entwurzelt, teils geknickt am Boden. Sie lagen alle in der gleichen Richtung, und ihre mächtvollen Gestalten ließen ermessen, wie urgewaltig die unsichtbare Kraft gewesen sein muß, die sie zur Erde zu zwingen vermocht hat. Jetzt aber lag das Gelände im ruhigen Herbstsonnenschein. Und unsere Blicke schweiften über das Gebiet der Freiberge, eine Juralandschaft von anmutiger Schönheit.

Bielersee.

Den Zürcher zieht es immer wieder an einen See. Am Bielersee gingen unsere Jura-Streifzüge zu Ende. Eine Fahrt über den kleinen,

aber gerade deshalb um so lieblicheren See ist ohne Unfehr in Twann und auf der Petersinsel ebenso undenkbar, wie wenn ein Fremder in Zürich den Uetliberg ignorieren wollte. Wein-geographisch orientierte Leute werden den Namen „Twann“ kennen, aber nicht alle werden schon die rebberg-idiyllische Lage dieses Weinstädtchens gesehen haben. Und die Petersinsel. Literaturhistoriker sind sofort im Bilde. Wer aber, wie wir zwei Jurastreifgänger, rund um die Insel durch dick und dünn, durch mannshohe Schilfwände den Weg sucht und sich dabei der Illusion einer Dschungeldurchquerung hingeben kann, der weiß, daß die Petersinsel mit ihrem Heideweg nach Erlach auch heute noch ein Fleck Erde ist, wo man sich zur beschaulichen Ruhe zurückziehen kann. Wem es aber bei seinen eigenen Gedanken dennoch zu langweilig würde, der findet dort im Weinkeller des Gasthauses einen guten Kameraden, mit dem man gemeinsam die stillsten Stunden angenehm verträumen kann. Vielleicht gibt es Literaturhistoriker, die auch hier sofort im Bilde sind.

Novembersonnenblick.

Den Juraberg mit Buchenpurpurmantel,
Mit Föhrenkranz und gelbem Felsgeschmeid
Verhängen Nebel grämlich vor dem Tal.
Ein scheuer Lichtstreif huscht verschüchtert nieder
Und tastet zitternd durch den Flor des Berges.
Er slackert und verdämmert und erlischt.
Doch einsmals glänzt er wiederum empor
Und wächst und greift umher mit dem Geleucht.
O sieh den lauschigen Waldwiesengrund
Im gelb und roten Buchenforst! Und sieh

Das blauverhauchte Felsband in der fahlen
Bergmatte, wo die schwarzen Föhren kauern,
Und zwischendurch den grauen Zickzacksteig!
Erbohrt röhrt sich das stumpfe Nebenvolk
Und stiert und glozt das holde Wunder an.
Sie hängen ihre Flatterbärte drüber
Und tappen dran mit ungeschlachten Händen.
Unruhig zuckt der Schimmer und erblaßt
Und schwebt hinauf zum Heim des ewgen Lichts.

Adolf Frey.

Georg Friedrich Händel.

Zum 250. Geburtstage Händels am 23. Februar 1935.

Skizze von Stephan Georgi.

So erfüllt von ehrfürchtiger Andacht saßen die Londoner im Covent-Garden-Theater, daß kaum ein geflüstertes Wort im Parkett, kaum ein Knistern der Reifröcke oder Klirren der Galanteriedecken in den Logen zu vernehmen war. Die Orgel brauste auf. Ihre frommen Stimmen einten sich schwingend zu harmonischem Gedröhnen, verbanden sich mit der tönen-den Vielfältigkeit des Orchesters, mit dem Gesang der Solisten und dem der Chöre zu einem überwältigend mächtvollen Tongefüge, das von

Leid und Verklärung sprach; sie konnten innig und zart werden beim Pastorale, voll überströmender Zuversicht in der Arie „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ und gewaltig bei den himmelanstrebenden Hallelujah.

Ein Siebzigjähriger saß an der Königin der Instrumente vor Tastatur und Registern. Eine breit-mäßige, auf der kurzen Orgelbank beinahe plump wirkende Gestalt, deren fülliger Leibesumfang den rotbraunen Samtrock straffte. Aus einem Gebausch feiner Spitzen traten die flei-